

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Ada von Gerösdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Warum ist es uns Männern eigentlich verboten, zu weinen? Ja, warum sind Männer ohne jede sogenannte Geistes- und Herzensbildung trockenen Auges, stolz auf die Kraft an sich, am Marterpfahl geblieben? Ich denke an jene Häuptlinge wilder Völkstämme, die ich als Knabe in heißer Begeisterung bewunderte, und denen nachzuahmen ich für ein stolzes Lebensziel hielt. —

Ja, was werde ich nun anfangen, um uns beiden — ihr und mir — zu helfen?

Was hab' ich gelernt? Welche zur Gründung einer Existenz erforderlichen Erfahrungen habe ich gesammelt? Gar nichts kann ich, verstehe ich, gar nichts habe ich gelernt! Ein tausendtes Blatt unter Hunderttausenden an dem großen Baume eines Standes war ich bisher, ein armseliges Blatt, dessen Sein oder Nichtsein gar keine Bedeutung für den großen Baum hat, sondern nur in der Vielheit, unter der es entbehrlich ist, einen bestimmten Zweck erfüllen hilft.

Wie oft habe ich von Kameraden gehört, die von heute auf morgen den Beruf aufgeben mußten, dem sie ihr Leben, ihre Liebe, ihre Kräfte geweiht, in dem allein sie tüchtig waren. Von heute auf morgen standen sie auf der Straße durch fremde oder eigene Schuld oder durch Schicksalszwang, in einem Alter, wo man nicht mehr auf die Schulbank zurückkehren kann, um etwas anderes zu lernen, zu dem man vielleicht weder Begabung noch innere Freundigkeit hat. Und dieses gehört dazu, um etwas Brauchbares zu leisten und darauf eine Existenz zu gründen. Nicht einmal für sich selbst konnten sie ansehnlich sorgen, nicht einmal zu Brot, Obdach und Kleidung reichte es aus. Wie viele gesunde junge Blätter verwesten, verrotten, vermoderten, vom großen Hunderttausendbaume losgetrennt, unten im Schlamm und Schmutz des Lebens! Wie wenige von ihnen können sagen: Ich habe mich durchgerungen zu neuem Leben, ich habe stark und lähm mir die Bedingungen zu einer neuen Existenz geschaffen. — Und was bringt man denn dazu mit? Ein ehemaliger Kamerad erzählte mir, daß ein großer Kaufmann, der Hunderten von Angestellten Brot gab, ihm auf sein Ersuchen um Beschäftigung, von der er leben könnte, antwortete: „Sie besitzen gewiß Eigenschaften, die unbezahlbar und selten anzutreffen sind: Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, maßlose Ehrenhaftigkeit. Das sind Goldbarren von hohem Wert; aber wenn man sie nicht umwecheln kann in die gangbare Münze praktischer Leistungen, so sind sie an sich gerade zum Verhungern ausreichend, denn jene drei Eigenschaften werden ihnen zuweilen Hindernisse auf dem Wege zum Vorwärtkommen sein, und zum Verlernen, wie bei uns gelernt werden muß, von der Pike an, sind Sie zu alt.“ So ging der Mann von Haus zu Haus mit seinen großen Goldbarren, für die ihm niemand

ein Stück Brot gab. Ob er sie nicht doch zuletzt als eine überflüssige Last fortgeworfen hat? Wer weiß! Ich habe nie wieder von ihm gehört.

Und wer nun vollends nicht für sich allein, sondern, wie in meinem Falle, noch für jemand anders zu sorgen hat, was fängt der mit seinen großen Goldbarren an? Der kann sein Liebste betteln schiden, während er selbst herumläuft und von Haus zu Haus nach Arbeit sucht. . .

O du mein Glück, du mein Stern! Könnte ich jetzt, in dieser dunklen, sternlosen Nacht, dich hier haben, deine Hände fassen und dein Herz an meinem fühlen im gleichen starken Schlage und dich fragen und mit dir überlegen, mit dir, meinem klugen süßen Weibe! . . . Im Paradies wäre ich überall, wo du bist, möchte auch die Not, die grimmige wilde Not des Lebens in brausenden Wogen hoch um uns aufsteigen. . .

Wie anders war die Eisenbahnfahrt hierher, als ich das erstemal durch dieses flache, öde Land mit seinem trüben Bläulichen und seiner stillstehenden Teichwägen fuhr. Mir scheint es Jahre her zu sein. Vorbei in ziemlich langsamem Tempo an den grauen elenden Dörfern, die immer grauer und trauriger zu werden scheinen, je weiter man hinein ins polnische Land kommt. Ab und zu eine trübelige Station, mitten in flacher baumloser Ebene. Fremdartige Menschen in groben Hüllen mit verdrossenen Gesichtern, die alle, alle das graue Zeichen der Sorge und der Trauer um unwiederbringlich Verlorenes, oder nie zu Erreichendes zu tragen scheinen.

Im ersten Morgenrauen dieses regnerischen, kalten Wintertages kam ich an. Als das Städtchen in Sicht kam, mußte ich plötzlich eines fremden Schicksals gedenken. Einen so liebenswürdigen, gütigen Kommandeur wie Bekingslöwen wird das Regiment wohl nicht wiederbekommen. Nun ist er mit seiner Frau gewiß schon in Italien und beide versuchen sich mit ihrem Schicksal abzufinden. Dann überläuft mich eine Art Grauen: Poncalet! Der erste Mensch, dem ich begegne, wird mir vielleicht die Neuigkeit erzählen, daß er tot, auf der Jagd verunglückt oder ermordet ist von asiatischen Barbaren.

Zwielitsch. Januar. Der erste Mensch, der mir begegnete, war Meier mit Bobby. Die schienen beide nichts von Poncalet zu wissen, was von dem Köter eigentlich nicht schön ist. Er war wie besessen vor Freude, mich wieder zu haben. „Le roi est mort, vive le roi!“ dachte er vielleicht in seiner Hundeart. Widerstehen kann man ja nun doch einem Tier nicht, wenn es einen so ahnungslos liebevoll ansieht, man muß ihm den Buckel klopfen und rasch mal hinter den Ohren kraulen — und wenn man auf dem Wege zum Schafott wäre.

Wie trübselig verwitert und weltvergessen sah der alte kleine Bahnhof aus! Und das Städtchen, du lieber Gott, ein schmutziges polnisches Nest, grau in grau, wie ein Zaubertheater bei Tage, entkleidet der goldgewebten Schleier und Illusionen. O mein „Paradies der Erde“,

wohin verkauft du? — Und der graue Regenschleier floß dicht, ganz dicht vor meinen Augen nieder. . . das ewige Regnen hier ist mir noch nie so aufgefallen wie heute.

Ich setzte mich deshalb mit Meier und Bobby in den Omnibus vom „Eldorado“. Ja, wer so nach Hause kommt, vom Massengrabe seiner liebsten Hoffnungen, und wird klappernd, rasselnd, klirrend von so einem zugigen, feucht-klebrigen Eldoradoomnibus über das Zwieltitscher Pflaster geschüttelt, während der Regen lange Furchen in den Schmutz der Scheiben zieht, der kann wohl sagen: „Dort, wo du nicht bist . . . ist das Paradies der Erde.“ — Unterwegs erzählte mir Meier, daß es den Pferden ausgezeichnet ginge, dem Apollo sogar ein bißchen gar zu wohl würde; er feilte hinten und vorn aus, und auch nachts hält er keine Ruhe gehalten, immer getrampelt und mit den Ketten gerasselt, daß er schon doppelt gefettet werden mußte, damit er sich nicht lösriffe. Wenn er (Meier) ihm auch immer zugerufen hätte: „Steh, Bursch!“ so hat er doch nicht darauf gehört. Der Gaul scheint nur des Herrn Leutnants Stimme zu kennen. Und ihn reiten! „rauf hab' ich mir wohl auf ihm gekriegt, aber er kriegte mir auch wieder runter — und dem Herrn Wachtmeister, der ihn bewegen wollte, war's auch beinahe so gegangen. All seine alten Nicken hat er sich wieder angeeignet . . . ließ nicht aufpassen mit dem Pallasch.“

„So, so,“ sagte ich, „na warte! Wir wollen dich schon wieder zahm kriegen!“ Und mir wurde einen Moment lang ein bißchen heller zumute. Das war gut, daß mir Apollo zu schaffen machen würde. Das reiht den Menschen zusammen; die Gedanken konzentrieren sich auf das Tier, das man unter sich meistern muß, zerstreut und nervös sein ist da nicht angebracht. —

Meier war rührend, er meinte: „Der Apollo hat sich wohl bloß so gebangt nach 'm Herrn Leutnant, daß er mit kein' andern nicht Frieden haben wollt.“

Ich war wieder zu Hause. Meine Stuben! Sie waren mir der Inbegriff des Gemütlichen, Behaglichen gewesen und nun schien die graue Farbe auch hier alles überzogen zu haben und an den Wänden standen schwarze Feuchtigkeitstoden, die Gardinen waren entschieden schmutzig, eine nassalte Temperatur herrschte, etwas Ungeübliches machte sich geltend — und der Regulator stand natürlich. —

Einen sehr überraschenden und peinlichen Brief aber fand ich vor: jener Kehn — Edmund Kehn, der verschollene Bruder von Tante Valli — hat sich wieder angefundet! Er ist nach Europa samt seiner farbigen Familie zurückgekehrt und ersucht mich um Auskunft über den Verbleib der einstmaligen Kehn'schen Familiengüter, die er wieder kaufen möchte. Von Tante Valli hat er keine Antwort bekommen, kann ich mir denken! Von mir bekommt er auch keine. Der Kerl soll machen, daß er wieder nach Afrika oder Asien kommt!

Zwieltitsch, Januar. Nach langer Pause öffne ich wieder mein Tagebuch, um nachzutragen. Draußen liegt ein grauer, kalter Winterabend. Während ich an meinem Pult sitze, sehe ich zuweilen hinüber nach der andern Seite der Straße. Aber kein Schimmer von der grünen Lampe grüßt herüber. Das Fenster verbirgt sich hinter einem alten defekten Holzladen und vor die schiefe Tür ist eine rostige Eisenstange mit einem Schloß gelegt. Der Alte ist nicht zu Hause. . . Und seine Tochter? . . . Gleich an demselben Abend schrieb ich an Tatiana und teilte ihr den Mißerfolg meiner Reise zu Tante Valli mit. Ich enthielt mich aller Beschönigungsversuche, aller lodenden Liebesworte, um jeden Anschein, sie zu beeinflussen, zu vermeiden. Sie sollte entscheiden, ob sie im festen Vertrauen auf meine Kraft auch in Armut und Sorge mir angehören wolle. Was sie mir antworten würde, glaubte ich im voraus genau zu wissen. Mein Herz sagte es mir, und diese Stimme konnte nicht trügen. Aber ich erhielt keine Nachricht von ihr und bekam sie auch nicht zu sehen. Das letztere konnte ich mir erklären, dahinter stand ihr Vater; aber ihr Schweigen auf meinen Brief war mir ein unlösbares Rätsel. Meine Unruhe wuchs mit jedem Tage, mit jeder Stunde. Den Zustand ertrug ich nicht länger. Ich beschloß, hinüberzugehen. . . Ich legte Zivil an. Der rasende Herzschlag ersticke mich fast: mir war der Hals wie zugeschnürt und die Lippen heiß und zerfprungen vor Aufregung. Ich nahm vorher einen großen Cognak und ließ dann fast erschrocken in mein Schlafzimmer, um den Geruch von meinen Lippen fortzubringen. Was hätte Tatiana von mir denken müssen!

Und dann saß ich in der Hinterstube mit den zerbrochenen Wappen und den dunklen unkenntlichen Ahnenbildern eines ausgestorbenen polnischen Geschlechtes. Die grüne Lampe stand auf einer Tischede und ihr fahler Schein lag auf dem finstern verwitterten Gesicht des alten Mannes. Und Tatiana war nirgends. — Sie war in Posen bei Freunden. Er sagte es mir ganz trocken, daß er sie fortgeschickt hätte.

Was ich erreicht hatte, würde er mir leicht angesehen haben, selbst wenn nicht anzunehmen war, daß er es aus meinem Briefe an seine Tochter wußte. Was ich beabsichtigte, sagte ich ihm mit kurzen dürren Worten — ich sprach ihm von meiner Liebe, meiner Sehnsucht und meinem Glück, das nur allein Tatiana hieß, schlug aber, bei meinem Widerwillen gegen den Zuhörer, einen so trockenen Ton an, daß er vielleicht das Gefühl hatte, meine Worte seien nur tote Phrasen und es sei mir nur darum zu tun, mehr gegebenes Wort einzulösen. Ich sagte ihm, daß ich den Abschied nehmen wollte, einen bürgerlichen Beruf ergreifen werde und dreihundert Mark monatlich Einnahme habe, daß wir davon natürlich nicht heiraten könnten, sondern warten müßten, bis ich eine auskömmliche Stellung, eine passende Beschäftigung haben würde. Dann fügte ich hinzu, daß ich Tatiana als meine verlobte Braut betrachte und mir von niemand auf Erden, auch von ihrem Vater nicht, den persönlichen Verkehr mit ihr verbieten lassen würde.

Er sah mich, während ich sprach, unter den faltigen schweren Lidern mit einem unangenehm lauernden Blick an, auch noch als ich schwieg, als könne meine Rede noch nicht zu Ende sein, oder er hätte noch nicht begriffen, was ich eigentlich von ihm wollte, wie wenn ich ihm etwa ein Geschäft anböte, das gar nicht in sein Fach schließe.

Wie stieg vor seinem höhnischen Anstarren das Blut jäh zu Kopf und ich wollte schon aufspringen und fortgehen, als sei, nachdem ich ihm meinen Wunsch und Willen mitgeteilt hätte, die Angelegenheit, die mich zu ihm geführt hatte, für mich erledigt. Aber da sagte er etwas. Er stand auf derselben Stelle, wo ich und Tatiana gestanden hatten, als ich sie zum erstenmal küßte. . .

Was er sagte, war eine so furchtbare Ueberraschung, daß ich im ersten Moment völlig ruhig und kühl blieb. Um das Plötzliche zu begreifen, brauchte ich Zeit. Der Verstand erfaßte den Sinn der Worte, aber es war, als ob meine Empfindungsfähigkeit völlig gelähmt sei. Alles Subjektive schien in mir ausgeschaltet, als beträfe mich die Mitteilung nicht direkt, und ich glaube, mein Herz stand wirklich still, wenn das möglich wäre.

Er sagte: „Sie wissen wohl noch nicht, was ich bis vor kurzem auch nicht wußte? Daß meine Tochter verlobt ist — seit einem Jahre schon.“

„Mit wem?“ fragte ich mechanisch.

„Mit einem jungen Mediziner in Posen.“

„Das ist mir ganz gleichgültig,“ sagte ich heiser.

„So? Gleichgültig, wenn Sie einem Mann die Braut stehlen, Herr Leutnant?“ entgegnete er scharf. „Ich hab' immer was von Ihnen gehalten und geglaubt, daß Sie so eine Art Ausnahme wären, anders wie die meisten Ihresgleichen.“

„Es kann nichts ändern an der Tatsache, daß Tatiana natürlich diese Verlobung gelöst hatte, als sie mir gehören wollte, sie wollte eher in das Wasser gehen, als mir entgehen.“

„Ja, ich gebe es zu. . . sie wußte vor Verzweiflung nicht mehr aus noch ein. Bloß, weil ich sie nicht zu Ihnen lassen wollte, war das nicht. . . ich vermutete gleich, daß noch etwas andres dahinter steckte.“

Wie ein jäher Blitzschlag durchzuckte es mich, daß ich das ja gefühlt hatte, jenes Stück Heimlichkeit in ihr.

„Und Sie ahnten auch so etwas,“ nickte er, mein hastiges Auffahren rasch verstehend. „Es ist besser, Sie lassen sie dem Manne, der sie doch vor Ihnen hatte, und dem sie vor Ihnen so gern gehören wollte, daß sie auf ihn warten wollte, bis er genug Erwerb hatte — für zwei.“

„Rein.“

„Es ist aber besser für Tatiana,“ beharrte er finster, „es ist etwas Reelles, Sicheres! Ein Mann von Mitte Dreißig. Mit Ihnen wäre das so ein Abenteuer, so in die Luft gemalt — nirgends Grund und Haß. Was soll ich da noch viel reden — Sie müssen's einsehen und Sie werden's, wenn auch nicht gleich, na, und das verlangt auch niemand. — Jener Mann steht uns im gesellschaftlichen Range

auch nicht gleich, aber er hat etwas Ordentliches gelernt und darauf eine sichere Existenz gegründet. Der will Tathana und der kann sie nun heiraten... Es ist ein freier, ein selbständiger Mann, der braucht niemand zu danken und auf niemands Tod zu warten... Nichts für ungut, Herr Leutnant, sonst hätt' ich wohl nichts gegen Sie," schloß er, in seinen alten respektvollen Ton fallend.

„Nein!“ brachte ich mir heraus, das einzige, was ich zu sagen wußte, fest entschlossen, sie nicht herzugeben, sie nicht dem andern zu lassen...

„Nein.“
Er hatte sich umgedreht und griff nach dem langen, schmalen Geschäftsbuch, worin sie damals geblättert hatte, als ich sie das erstemal küßte.

„Hier ist etwas für Sie,“ sagte er freundlich und reichte mir ein graues Hanfkuvert mit seiner in Deutsch und Polnisch darauf gedruckten Firma „Antiquitätenhandlung“ und so weiter. Ich nahm es und steckte es in den Aermelausschlag, ohne es weiter zu beachten, und wandte mich stumm nach der Tür, die er vor mir öffnete. Und ich hörte hinter mir das rostige Schloß klirren, und in mir rief es und höhnte es: „Der kann sie heiraten... er ist ein freier, ein selbständiger Mann...“

(Fortsetzung folgt.)

Als Kriegsberichterstatter in Nordfrankreich.

„Freud und Leid des Kriegsberichterstatters“ — so überschreibt ein holländischer Kriegsberichterstatter die Erzählung seiner Erlebnisse in Nordfrankreich, die er dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ jüngst zugesandt hat. Das Leben des Kriegsberichterstatters bietet auch dann, wenn er nicht an der Front ist, genug des Interessanten; gerade beim Kreuz- und Querreisen durch das Land hat man oft fesselnde Erlebnisse. Auch der Kriegsberichterstatter muß Nahrung und Schlaf entbehren können; so reiste der Holländer von der Front aus nach Havre und war drei Tage unterwegs, bald im Auto, bald im Eisenbahnzuge, ohne etwas warmes zu essen und ein Bett zum schlafen zu finden. Unterwegs, sowohl in den verschiedenen Fahrzeugen, wie beim Aufenthalte in allerhand kleinen Städtchen, hatte er eine Reihe merkwürdiger Begegnungen, und er war erstaunt, wie rasch die Menschen in Kriegszeit einander nahe kommen: kaum flog ein neuer einsamer Reisender in den Zug, so entspann sich bald ein Gespräch, man erzählte aus seinem Leben, als ob man seit Jahren miteinander bekannt sei, man teilte Brot, Kaffee, Schokolade und Zigaretten und trennte sich, wenn die Wege auseinander gingen, mit einem herzlichen Abschiedsgrüße. Den ersten Aufenthalt nahm der Holländer in einer kleinen Stadt, in die ihn ein Militärauto gefahren hatte; es war stockdunkel; alle Fenster waren verhängt oder vernagelt, und selten fiel ein Lichtschein auf die Straße, wenn eine Tür sich öffnete. Er war todmüde und hatte nur den einen Wunsch: für die Nacht ein Bett zu bekommen. So tappete er sich durch die Stadt. Er fand eine Art Wirtschaft, in der Soldaten am Schreibtische standen; mit Mühe drängte er sich durch, brachte sein Anliegen vor und erfuhr, daß alles voll sei. In anderen Häusern ging es ihm ebenso; schon machte er sich darauf gefaßt, die Nacht ohne Nachtlager zuzubringen, da führte ihm der Zufall einen belgischen Gendarmen in den Weg, den er bereits einmal auf seinen Fahrten getroffen hatte. Der Belgier bot ihm zwar kein Bett, wohl aber eine Schlafgelegenheit an und nahm ihn mit in seine Wohnung. Dort wurden zwei Bänke aneinandergerückt, man breitete einen Strohsack darüber, im letzten Augenblick kam noch ein dritter Schlafgenosse, ein belgischer Kriegsschaufleur, der um Obdach bat, und so rüdten die beiden Männer zusammen und machten noch dem dritten Platz. Mit belgischen Militärmänteln deckten sie sich zu. Zum Schlafen kamen sie zwar nicht viel, denn sie verbrachten fast die ganze Nacht im Gespräch, aber der Holländer hatte doch in der Nacht ein Dach über dem Kopfe und ein Lager gehabt, auf dem er sich ausstrecken konnte. Am nächsten Tage fuhr er mit der Eisenbahn weiter. Diesmal waren seine Reisegenossen ein paar Damen, belgische Flüchtlinge, die aus einem zerstörten Dorfe in der Nähe von Dixmuiden kamen, von dem nichts übrig geblieben war. Sie wollten nach Paris, um irgend welche Arbeit zu finden. All das erzählten sie dem Holländer; dieser ließ sich in ein längeres Gespräch mit ihnen ein und dabei fiel der einen Frau auf, daß seine Sprache — die Unterhaltung fand auf Flämisch statt, — ihr etwas eigentümlich klang. Sie meinte, er spräche wohl besser französisch als flämisch, und war erstaunt, als er sich als Niederländer zu erkennen gab. Plötzlich jedoch kam ihr eine Erleuchtung und lachend gestand sie, seine Sprache sei doch schönes Flämisch. Nun stellte sich heraus, daß die Flüchtigen Frauen des französischen Überhaupt nicht mächtig seien. Auf die Schwierigkeit, die sie wegen ihrer mangelnden Sprachkenntnisse in Paris zu überwinden hätten, wurden sie jetzt erst aufmerksam gemacht. Die eine von ihnen fragte den Holländer, ob in Holland alle so sprächen, wie er, als ihnen dies bestätigt wurde und sie zudem noch erfuhr, daß dort keine Deutschen seien, faßten sie schließlich den Entschluß, sich doch

lieber nach Holland zu wenden. Ob sie den Plan ausgeführt haben, weiß der Kriegsberichterstatter natürlich nicht, denn er mußte bald aussteigen, wieder in einer kleinen Stadt. Hier fand er in einem Wirtshaus zwischen Soldaten, die am Ofen auf dem Boden lagen, ein wenig Platz und verbrachte die Nacht mit einem französischen Militärmantel zugebedt. Am nächsten Tage ging die Eisenbahnreise weiter; er mußte jedoch, wie bei der Eisenbahnreise vorher, verschiedentlich umsteigen und auf seiner letzten Haltestelle vor dem Ziele, in Malainy, hatte er ein Reiseabenteuer, das leicht unangenehm hätte auslaufen können. Die Zeit des Wartens verbrachte er in einem Kaffee; mit einem jungen Manne, der sich ihm in der Eisenbahn angegeschlossen hatte, weil er gleichfalls nach Havre wollte, unterhielt er sich, und seine Ausdrücke des Französischen fiel einem anderen Reisenden auf, der gleichfalls auf den Zug wartete. Nach wenigen Augenblicken entfernte sich dieser und kam nach kurzer Zeit mit einem Gendarm zurück, der drei Soldaten mit ausgepflanztem Bajonett bei sich hatte. Es war klar: der holländische Kriegsberichterstatter stand in dem Verdachte, ein Spion zu sein! Der Gendarm verlangte seine Papiere. Der Holländer legte einen ganzen Stapel von Ausweisen vor. Allein sie hatten einen Haken: sie waren zu gut. Einige waren nämlich vom belgischen Kriegsminister selbst unterzeichnet, was den Verdacht bestärkte. Als bald beschloß der Gendarm, die nächsthöhere Autorität anzurufen, und als diese stellte sich der Bahnhofsvorsteher — nicht etwa ein Bahnhofskommandant — heraus. Dieser Herr entpuppte sich als wahrer Salomo. Er entschied, wenn der Holländer eine Fahrkarte bei sich hätte, deren Reiseziel mit den Angaben der Ausweispapiere übereinstimmte, wäre er kein Spion. Eine solche Karte hatte er, und so wurde er für unschuldig erklärt...

Die Taugung der Ueberlebenden von Avezzano.

Ein erschütterndes Bild bot sich am letzten Sonntag in der vom Erdbeben zerstörten Stadt Avezzano, als, 12 Tage nach dem niederschmetternden Unglück, zum ersten Male wieder ein öffentliches Leben sich bemerkbar machte. Aus den Trümmern der Kirchen waren die Altarsteine herausgeholt, und so lagen im Freien die Priester, die an die Stelle der 26 ums Leben gekommenen Pfarrer getreten waren, die Messe. Inmitten all der Trümmer standen die Ueberlebenden, das Haupt geneigt und betend, sie und die ertönte unterdrückte Schluchz. Im Mittelpunkt der Stadt vereinigten sich dann die Ueberlebenden zu einer Tagung; viele von ihnen hatten einander nach dem Unglück noch nicht wiedergesehen, da sie völlig mit den Ausgrabungsarbeiten beschäftigt waren. Sie hatten einander schreckliche Dinge zu erzählen. „Wir sind 6 Kinder, meine Frau, meine Mutter und eine Tante gestorben,“ hörte man den einen sagen. Ein anderer erzählte, daß er seine drei Schwestern, den Vater und eine Schwägerin verloren habe. Viel erörtert wurde die Schwierigkeit, für alle die Leichen Särge zu beschaffen. Die Menge, die immer größer wurde, begab sich darauf vor die große Parade, die von Rom geschenkt worden ist und auf der man die Inschrift liest: „Rathaus von Avezzano“. Ein merkwürdiges Rathaus, das in der Nacht den Angefallten als Schlafraum diente, die sich hier zwischen die halbzerstörten Altpakete des Standesamts und des Archivs hinstreckten. Die Versammelten, etwa 300 an der Zahl, waren alle Familienhäupter. Das einzige lebende Mitglied des Stadtrates, ein Gemeindefekretär, der vier Stunden nach dem Erdbeben aus den Trümmern hervorgezogen wurde, hielt unter tiefem Schweigen eine Ansprache: „Wir sind die Ueberlebenden. Wir grähen unsere Toten, und um der Liebe willen, die sie ihrer Stadt Avezzano darbrachten, wollen wir sie wieder zum Leben erwecken. Unsere Stadt darf nicht verlöschen. Ihre günstige Lage durch die Eisenbahn, durch Industrie und Ackerbau legen uns diese Aufgabe auf. Wir sind nur wenige zurückgeblieben, aber der Stern, den wir darstellen, wird seine Arbeit verhundertsfachen. Wir werden es nicht zugeben, daß die öffentlichen Ämter von Avezzano verlegt werden. Wir fordern von der Regierung, daß sie uns das Werk der Wiedergeburt anvertraue.“ Stürmischer Beifall, in den sich lautes Weinen mischte, gab die Zustimmung der Versammelten zu erkennen. In der nun folgenden Aussprache wurden die Wünsche der Ueberlebenden zum Ausdruck gebracht. Es soll ein Komitee für das öffentliche Wohl gebildet werden, das für die gerechte Verteilung der Lebensmittel, der Baracken und der Decken sorgt. Man will eine genaue Fählung der jetzigen Bevölkerung der Stadt vornehmen. Jedes Familienhaupt soll täglich die Gutscheine erhalten, die es für die dringendsten Erfordernisse braucht. Sobald die Zeit der Bekatungsarbeiten, die auf 20 Tage festgesetzt ist, vorüber sein wird, wird über die Trümmer Rast gebreitet werden, und Soldaten sollen Wache halten, da noch viele Werte darunter begraben liegen.

Vermischtes.

* Riesenjüngungen. Die modernen Sprengstoffe äußern heute auf allen Kriegsschauplätzen ihre fürchtbare Zerstörungskraft, mögen sie nun in den Granaten unserer neuen Riesenmörser die feindlichen Festungen in Schutt und Trümmer legen, als Torpedos den Schlachtschiffen des Gegners den Untergang bringen oder als Fliegerbomben Tod und Verderben be-

reiten. Ein Hinweis auf einige Höchstleistungen, die mit diesen Sprengmitteln in Friedenszeiten erzielt wurden, dürfte daher heute am Plage sein. In den Vereinigten Staaten hat man neuerdings mit gutem Erfolg verschiedene Riesensprengungen ausgeführt, bei denen mehrere tausend Kilogramm Dynamit und Pulver gleichzeitig zur Detonation gebracht wurden. So hat man unlängst beim Bau einer Abföhrungslinie der Lackawanna-Eisenbahn einen 14 Meter hohen und 100 Meter langen Felsvorsprung durch eine einzige Sprengung beseitigt, zu der über 16 500 Kilogramm Dynamit und Pulver verwendet wurden. Zur Vornahme dieser Sprengung trieb man zunächst einen 1,2 Meter hohen Stollen 28 Meter tief in horizontaler Richtung in das Innere des Berges vor, an diesen anschließend zwei Querstollen von 20 und 8 Meter Länge. Nach Einbringung der Sprengladung wurden Haupt- und Seitenstollen durch eine Steinpackung ausgefüllt und der Eingang durch eine Bruchsteinmauer und eine etwa 4 Meter starke Betonschicht verschlossen. Für die Einbringung der Ladung und die Ausfüllung des Stollens wurden 12 Arbeitstage benötigt. Durch den Sprengstoß wurden gegen 20 000 Tonnen Gestein losgesprengt. Einige Blöcke wurden auf Entfernungen bis zu 200 Meter fortgeschleudert, im übrigen jedoch kein Schaden angerichtet. Der Verbrauch an Sprengstoffen bei dem erwähnten Bahnbau war so groß, daß man eine besondere Dynamitfabrik in der Nähe errichtete, die im ganzen über zwei Millionen Kilogramm Dynamit lieferte. — Auch in einem westfälischen Steinbruch bei Nachrodt wurde neuerdings eine ähnliche Riesensprengung ausgeführt. Hier hat man mit einer einzigen, aus 12 000 Kilogramm Pulver bestehenden Sprengladung rund 120 000 Kubikmeter Gestein losgebrochen. Die Zündung des Sprengstoffes, der in drei je 35 Meter tief im Felsen liegenden Minenammern untergebracht war, erfolgte aus einem Abstand von 500 Metern. Obwohl die Kosten derartiger Riesensprengungen sehr bedeutend sind — sie stellten sich im letzteren Falle auf rund 30 000 Mk! —, ist man doch mit den wirtschaftlichen Ergebnissen sehr zufrieden, so daß das neue Verfahren sich rasch Bahn brechen dürfte.

Beobachtungen im Erdbebengebiet. Der Padre Alfani, der bekannte Lorentiner Erdbebenforscher, ist sofort nach dem Bekanntwerden der Nachricht in das Erdbebengebiet im Süden des Ägäerischen Meeres gereist, um Beobachtungen über die Art und Größe der Erschütterung zu sammeln. Aus den Spuren, die das Erdbeben hinterlassen, gewann er die Ueberzeugung, daß es nicht weniger heftig gewesen ist als jene, die Messina und Calabrien zerstörte. Die Ueberlebenden gaben an, daß die Risse im Augenblick des Erdstoßes bis zu drei Metern Tiefe wie riesige lange Löcher ausliefen. Alle Augenzeugen beschrieben die Vorgänge so, daß der Zusammenstoß nicht in einem einzigen Augenblick trat, sondern in einer Folge von Augenblicken, als ob Rissen eine nach der anderen einfielen. Alfani stellte fest, daß die Ortshäuser, die auf den Abhängen der Berge gebaut waren, nicht einfach niedergebroschen, sondern in Staub verwandelt sind. Er erklärt dies aus der Tatsache, daß die Abhänge der Berge aus Gestein bestehen, die auf den Fels aufliegen; im Augenblick des Erdbebens prallte die Schicht auf dem Felsen zurück. Es wäre daher unbedingt notwendig, die Erbauung von Ortshäusern in solcher Lage zu verbieten. Die Wohngebäude haben keinerlei Widerstand geleistet, weil sie aus Feldsteinen ohne genügende Fundamente errichtet waren. In Japan, wo fast allwöchentlich Erdbeben eintreten, werden nur einstöckige Hochwerkhäuser errichtet; eine in dieser Art gebaute Stadt verlor auch bei einem starken Erdbeben von 279-80 Einwohnern nur 177. Es ist auch notwendig, daß man in den Quartieren, in denen die stehengebriehnen Bauern nicht niedergelegt sind, den Verkehr verbietet. Ebenso wenig darf man die Rückkehr der Einwohner in die Häuser, die sich noch aufrecht halten, gestatten. Padre Alfani sah in Vespina derartige Häuser, die wieder bewohnt waren und bei denen der leichteste neue Erdstoß genügen würde, sie ganz in Trümmer zu legen. Die größten Vorsichtsmaßregeln werden auch längs der Eisenbahnlinie getroffen. Die Züge fahren äußerst langsam, wenn sie an betroffenen Häusern vorbeikommen, um ihnen nicht durch die Erschütterung bei schneller Fahrt den Rest zu geben. Die Bewohner sind vorläufig in Holzbaracken untergebracht.

Merkwürdige Reklame. In der italienischen Zeitschrift „Vela Latina“ werden einige besonders gelungene neue Anstrengungen auf dem Gebiete der Reklame aus Italien zusammengefaßt. „5.000 Lire“, so las man in einer Ankündigung, „sichert als Rente mein Haus demjenigen zu, der nachweist, daß einer von meinen Anhängern zerissen oder in seinen Nähten geplatzt ist. Einmal blieb ein Kunde, der zum Bahnhof gegangen war, um einen Freund zu geleiten, mit dem Knopfloch an der Wagentür hängen, als der Zug sich in Bewegung setzte. Der Zug mußte halten, so stark war der Widerstand des Knopfes.“ In einem Sensationsroman, erzählt eine andere Reklame, fragte der Richter den Angeklagten, der schon so oft wie verurteilt war: „Haben Sie nichts hinzuzufügen?“ Worauf dieser antwortete: „Herr Richter, ich bin unschuldig; ich bin ohne Flecken, denn ich habe mich mit der A-Seife gewaschen.“ Auch die Ködore wollen in diesen effektvollen Ankündigungen nicht zurückbleiben: „Ein Mann stürzt sich in den Reno. Im letzten Augenblick wird er noch gerettet. Es war ein Misanthrop, der

des Lebens überdrüssig war. Als er gerettet war, gab man ihm zwei Gläser A-Schnaps zu trinken; nach dem ersten öffnete er wieder die Augen, nach dem zweiten begann er seelenvergnügt zu lachen, wurde mit dem Leben ausgehört, ein Menschenfreund, ein Wunder an Energie, von Zuversichtlichkeit — ein Trost für alle Unglücklichen!“

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Suppe von weißen Bohnen: Man quellt am Abend vorher große weiße Bohnen, nachdem man sie gewaschen hat, in genügendem Wasser auf. Früh am nächsten Morgen seigt man sie mit demselben Wasser an und gibt etwas später fein geschnittenen Sellerie und Lauch daran nebst geschmorter Zwiebel. Ist alles weich, so rührt man es durch und kann noch etwas Zitronensaft und Soja daran tun. Wer üppig sein will, tut etwas sauren Rahm daran.

Reisfleisch: 1/2 Pfd. gemischtes Fleisch, 1 Pfd. Reis, 2 Eßlöffel Fett, Wasser oder Fleischbrühe, Salz, Pfeffer, 1 Zwiebel, Suppengrün, gewiegt, etwas Speck. Das Fleisch wird in Würfel geschnitten, dann läßt man es im Fett mit Zwiebel und Grünzeug andünsten, schmort das Fleisch wie bei Gulasch 1/2 Stunde. Reis wird gebrüht dazugegeben und soviel Flüssigkeit übergefüllt, daß der Reis gut bedeckt ist. Das Gericht wird 5-10 Minuten angekocht und 2-3 Stunden in der Kochkiste zum Garkochen gelassen. In 2 Stunden ist die Speise gar; 6 und mehr Stunden kann sie in der Kochkiste bleiben, ohne zu verderben.

Büchertisch.

— **Beiträge zum Einfall der Russen in Ostpreußen 1914.** Ein bemerkenswertes Stück aus der Geschichte der Gegenwart bilden die „Beiträge zum Einfall der Russen in Ostpreußen“, die der Verlag der „Östdeutschen Volkszeitung“ in Jasterburg, vielfachen Wünschen entsprechend, soeben herausgegeben hat. Sie sind in einer Mappe zusammengefaßt. In einem Vorwort und in einer Inhaltsübersicht sind ihnen noch interessante Notizen über Invasionsarmee in Jasterburg beigegeben. Der erste Teil enthält eine größere Anzahl von Plakaten mit den Befehlen und Verfügungen des von den Russen eingereichten derzeitigen Gouverneurs, eines Jasterburger Arztes, während der Besetzung der Stadt durch die Russen vom 24. August bis 11. September. Die Plakate sind auf Anordnung des Gouverneurs in der Druckerei der „Östdeutschen Volkszeitung“ hergestellt worden. Da die Schriftplatten noch sämtlich vorhanden sind, konnte der Wortlaut in historisch getreuer Nachbildung wiedergegeben werden. Auch der Umfang und die Farbe des Papiers ist dabei berücksichtigt worden. Die Befehle und Verfügungen sind typisch für die Art, wie das zarische Regiment in deutschen Landen durchgeführt werden sollte. Es fehlen darin nicht Todesdrohungen gegen die Bürger wie die Androhung, die ganze Stadt niederzubrennen. Der zweite Teil enthält eine Bekanntmachung des russischen Generals Rennenkampf, in der allen Einwohnern Ostpreußens mitgeteilt wird, daß jeder dem russischen Heere geleistete Widerstand schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters bestraft wird. Die Bekanntmachung mag mit dazu beigetragen haben, daß viele Hunderte von schuldlosen Männern, Frauen und Kindern erbarmungslos niedergemacht wurden. Eine andere Bekanntmachung ist gegen die deutschen Förster gerichtet, in der ihnen wegen ihrer angeblichen Beteiligung an feindlichen Handlungen gegen die russischen Truppen mit schweren Strafen gedroht wird. Daß die Russen ihre Drohung wahr gemacht haben, ist in den Beiträgen auch amtlichen Quellen in einem Falle mitgeteilt: sie haben einen deutschen Oberförster in der Nähe der Stadt erschossen. Nicht uninteressant sind auch die in Jasterburg verbreiteten neun unwarhen russischen Kriegstelegramme und die Uebersetzung eines Auftrags des russischen Oberbefehlshabers der Armee und der Flotte an die Polen. Im dritten Teile befinden sich Aufzeichnungen des ehemaligen Gouverneurs über seine Verhandlungen mit Rennenkampf, ein Stimmungsbild eines Augenzeugen über die Stellung von Jasterburgern als Getriebenen der Russen und Mitteilungen aus der Jasterburger Stadtverwaltung während der Invasionszeit. Die Mappe mit den Beiträgen ist zu beziehen vom Verlage der „Östdeutschen Volkszeitung“ in Jasterburg und kostet in der Expedition Jasterburg 2 Mk., beim Bezug durch die Post 2,20 Mk.

Verwandlungs-Aufgabe.

Port — den — Aber — Strn — und — Peter — Blech
— blas — Adel — Rand — Brut — Eder — malen.
Die vorstehenden Wörter sollen durch Hinzufügen je eines Buchstaben derart in ebenso viele neue Wörter verwandelt werden, daß die hinzugefügten Buchstaben der Reihe nach gelesen den Namen eines Komponisten ergeben. (Ausz. in nächst. Nummer.)

Auflösung des Titelenrätsels in voriger Nummer:
Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.